

Die hohe Krone seines Hutes schmückte zur ganz besonderen Zierde an Stelle des gewöhnlichen Hutbandes ein von den Indianern verfertigtes, mit bunten Glasperlen hübsch gesticktes schmales Lederband.

Bill war ein harmloser, freundlicher und seinen Artgenossen gegenüber immer hilfreicher Geselle, der unter allen Hobos des Westens ob seiner absolut verläßlichen Trampkenntnisse die allergrößte Achtung genoß.

Er wußte wie kein zweiter Bescheid in allen Teilen der Vereinigten Staaten, des westlichen Kanada und in den mexikanischen Grenzstaaten südlich des Rio Grande. Er war ebenso ein Kenner aller freien „Flop-houses“ (Herbergen) in den amerikanischen Großstädten und eine Autorität in der „Kunst des Fechtens“.

Osagebill war ein leibhaftiges Lexikon für alle Trampaspiranten, die ihn, den alten, erfahrenen und befahrenen Flopbruder, um Rat angingen, und so hatte denn Bill, wie wir uns leicht denken können, Freunde in allen jenen Gegenden, die von Tramps bereist wurden.

Er war stolz auf sein Meistertrampsein, und er rühmte sich oft, daß ihm kein Eisenbahnzug zu schnell sei, und daß er im Unterwagengestelle oder auf den Puffern eines Packwagens bequem und unentdeckt reisen könne.

Osagebill verachtete Tramps, die sich auf des Schusters Rappen verließen, und gab diesen Tappelbrüdern bei jeder Gelegenheit den wohlgemeinten Rat, sich auf die höhere Stufe des Trampwesens zu schwingen, nämlich: Eisenbahntramps zu werden.

Als ein überzeugendes Gleichnis führte er dann an, daß auch Jack Dempsey, der Boxermillionär, und Jack London, der berühmte amerikanische Schriftsteller, aus „seiner Klasse“ gekommen seien.

Wenn Osagebill an einer Wassertankstelle im Kreise gleichartiger Genossen am unvermeidlichen Feuer saß, über dessen Flammen in einer verbeulten Blechkanne das übliche Gericht der Hobos, ein kräftiges Mulliganstew, dampfte, so wurde seinen Worten gelauscht wie einem Evangelium, denn er war ein sehr belesener Mensch und ein Meister in der Kunst des Erzählens.

Nur eines konnte den guten Bill in den Harnisch bringen, und das waren seltsamerweise sanfte Musikmelodien. Er wollte nicht gerührt werden, und die Erinnerungen an sein verfehltes Dasein, welche ihm bei der Musik kamen, waren ihm, wie er mir sagte, verhaßt.

Ein heimwehkranker Niggerhobo aus dem sonnigen Süden, der sich Bills „Reisegesellschaft“ angeschlossen hatte, wurde einmal das Opfer dieser sonderbaren Abneigung Osagebills.

Trotz öfteren Warnens konnte der wollköpfige Rastus es nicht lassen, bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit auf seinem Banjo jene so innigen und traurigen Melodien südlicher Lieder wiederzugeben und dazu zu singen, während ihm die Tränen des Heimwehs reichlich über die dicken Backen liefen. So empfanden auch die sonst so rauhbeinigen Zuhörer Gemütsanwandlungen, die nach Bills Angaben denen eines heulenden indianischen Lagerhundes ähnlich waren und die Stimmung der Gesellschaft hundsmiserabel machten.

Bill bekam es nachgerade satt, und als der Schwarze wieder einmal anfang die fröhliche Stimmung der Hobotruppe zu untergraben, packte er den sangesfrohen Nigger wutentbrannt beim Kragen und schrie erbost:

„Musik ist die Poesie der Seele, aber du liederliches Coon brichst mir mein armes Herz. Hinaus mit dir aus der Gemeinschaft seriöser und ehrlicher Hobos, du schwarzhäutiger Schurke!“

Der also unschuldig gemaßregelte und verkannte Nigger nahm sein geliebtes Musikinstrument und trollte sich schimpfend von dannen.

Bills Zorn hatte sich bald gelegt, und dann tat ihm der ausgestoßene arme Teufel leid, und er machte sich bittere Vorwürfe darüber, daß er einen Menschen seinesgleichen „ungentlemanlike“ behandelt habe. —